

Ihering, Rudolph von

Der Zweck im Recht (Die Mode)

Leipzig (Breitkopf und Härtel) (4) 1905, Bd. 2

daraus: Die Mode (1877), 180-189

180

Die Mode*

Unsere sprachlichen Untersuchungen (S. 44) haben uns vier Arten von sozialen Imperativen ergeben, d. h. von Normen, welche die Gesellschaft ihren Mitgliedern vorzeichnet, die Mode, die Sitte, die Moral, das Recht. Wie und wodurch die Gesellschaft die Beachtung derselben erzwingt, hat für uns in diesem Zusammenhange kein Interesse, hier kümmert uns nur der Zweck, den sie bei Aufstellung derselben im Auge hat, und wir haben zu untersuchen, einmal: ob es wirklich ein gesellschaftlicher Zweck ist, der dadurch erreicht werden soll, und sodann: ob derselbe bei den vier Arten ein eigentümlicher ist, ob die Sprache also in ihrem Rechte gewesen ist, wenn sie dieselben voneinander geschieden hat; unsere

*) Gegen die im folgenden entwickelte Ansicht ist mehrfacher Widerspruch erhoben worden, z.B. von J. von Falke in der „Gegenwart“, Berlin 1882, Nr. 44, 48, Franz Fröhlich, Die Mode im alten Rom, Basel, Schweighäuser 1884 (öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, herausgegeben von Bruno Schwabe, Bd. 8, Heft 1), der mich jedoch nicht irre gemacht hat, da er den entscheidenden Punkt meiner Ansicht nicht trifft; eine Verteidigung derselben an dieser Stelle ist ausgeschlossen.

181

Untersuchung nimmt damit zugleich den Charakter einer Kritik der Sprache an.

Wenn wir die Mode in den Kreis unserer Untersuchung aufnehmen, so geschieht es nicht der positiven Bedeutung wegen, die sie für das gesellschaftliche Leben beanspruchen kann - wir werden zu dem Resultate gelangen, daß ihr ein gesellschaftlicher Wert überall nicht zukommt - sondern des negativen Interesses wegen, um sie von der Sitte auszuscheiden und das Gebiet der letzteren, welches sich zwischen Mode und Moral in die Mitte schiebt, wie nach beiden Seiten der letzteren so auch nach beiden Seiten jener scharf abzugrenzen.

Die Mode stimmt darin mit der Sitte überein, daß sie für diejenigen Kreise, für welche sie überhaupt in Betracht kommt, eine *zwingende Gewalt* ausübt, sie ist also nicht der *Gewohnheit* zuzuzählen (S. 17 ff.). Ob jemand die in einer Gegend allgemein verbreitete Art der häuslichen Einrichtung und des häuslichen Lebens

befolgen will, ist ganz seinem individuellen Belieben überlassen; das öffentliche Urteil nimmt an einer Abweichung von dieser Weise keinen Anstoß, es respektiert innerhalb des Hauses die individuelle Freiheit, indem es diese Dinge als Geschmackssachen bezeichnet, über die nicht zu rechten sei (*de gustibus non est disputandum*). Ganz dasselbe, sollte man sagen, müßte, auch gelten in bezug auf die Art wie jemand sich kleidet *); denn wer hat ein Interesse daran, sofern nur nicht die Rücksichten des Anstandes außer acht gelassen werden? Bekanntlich gilt aber das Gegenteil; auch die Kleidung bildet einen Gegenstand

*) Ich beschränke mich bei der folgenden Untersuchung auf den Hauptgegenstand der Mode: die Kleidung, obschon die Mode sich bekanntlich auch auf andere Gegenstände erstreckt. Es hat für mich nicht das geringste Interesse, den Umfang der Mode festzustellen, es genügt mir, an der Hauptart derselben das eigentümliche Motiv derselben klarzustellen.

182

der gesellschaftlichen Anforderungen, und niemand, der den Kreisen angehört, für welche das „Gesetz der Mode“ überhaupt existiert, kann sich demselben entziehen, ohne anzustoßen, die öffentliche Meinung zwingt ihn, den jeweiligen Typus, den die Mode für die Kleidung aufgestellt hat, zu befolgen; die Mode gehört also, soweit ihr Geltungsgebiet reicht, zu den *gesellschaftlichen Imperativen* (S. 44).

Von der Mode ist wohl zu unterscheiden die *Tracht*. Beide sind *obligatorischer* Art. Aber das Motiv beider ist ein ganz verschiedenes: bei der Tracht ist es ein gesundes, sozial berechtigtes, sie gehört der *Sitte* an, bei der Mode ein ungesundes, sozial unberechtigtes, sie gehört nicht zur Sitte in dem später von mir zu entwickelnden Sinne. Damit hängt als zweiter Unterschied die Verschiedenheit ihrer Dauerhaftigkeit zusammen: die Tracht ist *bleibend*, die Mode *vorübergehend*. Und als dritter, daß die Tracht nicht bloß durch die *Sitte*, sondern auch durch *Gesetz* vorgeschrieben sein kann (Amtstracht, Uniform).

Das Gemeinsame beider besteht darin, daß sie der Person durch das Kleid einen Stempel aufprägen, welcher die Kategorie von Personen, zu der sie gehört, äußerlich sichtbar macht, ähnlich wie das Gepräge der Münzen den Metallgehalt derselben. Die Unterschiede, welche die Tracht akzentuiert, sind berechtigter, die der Mode unberechtigter Art.

Der wichtigste Unterschied, den die Tracht signalisiert, ist der des *Geschlechts*. Die Kundgebung desselben durch die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Tracht gehört zu den überall sich wiederholenden Erscheinungen, und wir werden uns unten überzeugen, daß sie eins der unerlässlichsten Erfordernisse der sittlichen Ordnung bildet.

Ein zweiter Unterschied, den die Tracht zum Ausdruck bringt, ist der der staatlichen Dienststellung: die *Amtstracht* der Beamten, Geistlichen und die Uniform

183

des Militärs, aber sie gehört nicht der Sitte, sondern dem Gesetz an.

Eine dritte Art ist die *Volkstracht*. Ihr Gebiet hat sich im Laufe der Zeit mehr und mehr verringert, und bei den modernen Kulturvölkern ist sie für die höheren Kreise vollständig durch die Mode verdrängt worden, wo sie noch besteht, hebt auch sie sich, wie die beiden vorhergenannten deutlich von der Mode ab. Einmal durch ihr *Motiv*. Sie hat zum Zwecke die Kundgebung der Volks- oder Stammesgemeinschaft *) und bildet eins der äußeren Bande, welche dieselbe aufrecht erhält, einen Träger der historischen Kontinuität des Volkslebens. Der Angehörige eines Volksstammes, bei welchem eine Volkstracht zurzeit noch besteht, würde durch Lossagen von derselben eine Mißachtung des Volkstümlichen, eine Geringschätzung der Weise seiner Väter dokumentieren, die er dem Widerstande der öffentlichen Meinung gegenüber schwer würde aufrecht erhalten können. Das zweite Moment, welches die Volkstracht von der Mode unterscheidet, ist ihre *Dauerhaftigkeit*. Manche Volkstrachten haben sich durch viele Jahrhunderte hindurch behauptet, während die Moden oft kaum nach Jahren zählen; die Volkstrachten der Montenegriner, Albanesen u. a. haben unzählige Moden der zivilisierten Völker überlebt.

In diesem Momente der Dauerhaftigkeit ist das große Übergewicht gelegen, welches der Volkstracht in ästhetischer Beziehung der Mode gegenüber zukommt. Jene hat Zeit, einen gewissen Typus der Kleidung vollständig auszubilden und etwas wirklich Schönes und Charakteristisches zu schaffen, während die Mode, die aus einem Grunde, den

*) Darum war bei den Römern der Gebrauch der römischen Volkstracht: der Toga den Fremden und Sklaven untersagt, und selbst der Exilierte, da er aufgehört hatte, römischer Bürger zu sein, mußte sie sofort ablegen.

184

wir unten kennen lernen werden, stets ihr eignes Werk rasch wieder zerstört und von einem Extrem ins andere springt, die etwaigen Ansätze zum Schönen nie weiter verfolgen kann, sondern kaum erfaßt, wieder fallen läßt.

Wir gehen zur näheren Betrachtung der Mode über. Während die Tracht dauernd ist, irrt die Mode ruhelos unausgesetzt umher, um stets Neues aufzusuchen. Aber nicht etwa ein solches, welches geschmackvoller wäre als das Bisherige, sondern ihr ist es nur um das Neue als solches zu tun, sie schrickt selbst davor nicht zurück, das gefundene Schöne und Geschmackvolle mit dem Häßlichen und Geschmacklosen zu vertauschen und Formen der Kleidung zu erfinden, die mit den von der Natur durch die Gestalt des menschlichen Körpers vorgezeichneten Grundlinien der Vekleidung im schroffsten Widersprüche stehen. Während sonst jede Kultur auf der Kontinuität der Entwicklung beruht, auf dem Festhalten und der sorgsam Pflege und Fortbildung des einmal Gewonnenen, sagt sich allein die Mode davon los, um im regellosen Zickzack, im wilden Taumel, hin und herzuspringen, jede eben gewonnene Position sofort wieder opfernd und selbstmörderisch ihr kaum geschaffenes Werk zerstörend. Die Chinesen

bezeichnen eine gewisse Art der Sitte, die wir durch „Tagesströmung“ wiedergeben können, als Wind (*füng*) *), die Bezeichnung wäre wie gemacht für die Mode.

Worin hat diese seltsame Verirrung ihren Grund? Offenbar muß derselbe zwingender Art sein. Ist es die Freude

*) Nach einer Mitteilung, die ich der Güte des Sinologen *Freiherrn von Gabelentz* verdanke. „Die Chinesen kennen drei Ausdrücke für die Sitte. *Li*, = gute Sitte, Anstand, Etikette und religiöser Kultus wird durch (das gleichlautende, aber völlig anders geschriebene) *li* Vernunft, Ordnung erklärt; *suk* Sitte, mehr im Sinne des Vulgären, Landesüblichen im Gegensatz zum Gepflegten, Gebildeten; *fung* eigentlich Wind = Sitte, wohl mehr im Sinne des Zeit- oder Nationalgeistes“.

185

an der Veränderung, der Reiz der Neuheit? Es ist Ja richtig, daß der Mensch die Veränderung liebt, daß er von Zeit zu Zeit etwas Neues sehen und erleben muß, wenn er frisch bleiben soll, sowie ferner, daß dieser Trieb sich mit fortschreitender Kultur steigert. Der Gebildete ist unstäter, veränderungsbedürftiger als der Ungebildete, er verlangt unausgesetzt neue Anregung, neue Eindrücke, wenn ihm das Leben nicht schal werden soll, und dieser Charakterzug bewährt sich wie bei Individuen, so auch bei Völkern. So könnte man es ja vielleicht erklären, daß die Volkstracht bei ungebildeten, die Mode bei gebildeten Völkern ihren Sitz aufschlägt. Allein wenn dies der richtige Grund wäre, so müßte sich die Mode bei allen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe wiederholen, und doch haben die Römer, selbst auf der höchsten Stufe ihrer Kultur, die Mode in unserem heutigen Sinne nicht gekannt. Man hat zwar auch bei ihnen von einer Mode gesprochen*), allein meines Erachtens mit Unrecht. Man verwechselt dabei das allmähliche Aufkommen des Neuen, das Erfinden und das Nachahmen fremder Trachten, von dem uns allerdings die römischen Schriftsteller zu berichten wissen, mit der Mode. Ich kenne kein einziges Zeugnis, welches uns die, beiden charakteristischen Züge derselben: die Kurzlebigkeit und die zwingende Macht derselben für die entsprechenden römischen Gesellschaftskreise namhaft machte. Keine römische Matrone war, wie es unsere heutige Frauenwelt der gebildeten Kreise in der Tat ist, genötigt, die Mode mitzumachen: nicht diejenigen Frauen fielen in Rom auf, welche an der hergebrachten Tracht festhielten, sondern diejenigen, welche sie verließen, und daß erstere dies vermochten zeigt, daß es eine Mode in unserem Sinne nicht gab, heutzutage

*) Marquardt, Römische Privataltertümer, Abt. 2. Leipzig 1867. S. 177.

186

wäre dies unmöglich. Damit verträgt sich vollkommen, daß auch das Neue in Rom seinen Reiz ausübte, daß der Geschmack, der Schönheitssinn und die Erfindungskraft des weiblichen Geschlechts in Schmuck und Kleidung sich aufs ergiebigste bestätigte, und daß selbst die althergebrachte Tracht im Laufe der Zeit

allerhand Wandlungen erfuhr. Alles dies hat mit der Mode in unserem heutigen Sinne nichts zu schaffen.

Um das Wesen der heutigen Mode zu begreifen, darf man nicht auf Motive *individueller* Art zurückgreifen, wie es die bisher aufgeführten sind: Veränderungslust, Schönheitssinn, Putzsucht, Nachahmungstrieb. Es ist zweifellos, daß diese Motive sich zu den verschiedensten Zeiten in extravagantester Weise an der Gestaltung der Kleidung, und zwar in erster Linie der weiblichen versucht haben, sie haben den Satirikern aller Kulturvölker von jeher den reichsten Stoff dargeboten. Aber die Mode in unserem heutigen Sinne hat keine individuellen Motive, sondern ein *soziales* Motiv, und auf der richtigen Erkenntnis desselben beruht, meines Erachtens das Verständnis ihres ganzen Wesens. Es ist das Bestreben der *Abscheidung* der *höheren* Gesellschaftsklassen von den *niederen* oder richtiger den *mittleren*; denn die unteren kommen dabei nicht in Betracht, da die Gefahr einer Verwechslung mit ihnen sich schon von selbst ausschließt. Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die *Hetzjagd der Standeseitelkeit*, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Teils, einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.

187

Daraus erklären sich die charakteristischen Züge der heutigen Mode. Zuerst ihre *Entstehung* in den höheren Gesellschaftskreisen und ihre *Nachahmung* in den mittleren. Die Mode geht von oben nach unten, nicht von unten nach oben. Die höheren Kreise sind die „tonangebenden“ wie es heißt. Ein Versuch der mittleren Klassen, eine neue Mode aufzubringen, würde selbst mit Hilfe noch so wirksamer ästhetischer Motive niemals gelingen, den höheren würde nichts erwünschter sein, als wenn jene ihre eigene Mode für sich hätten *).

Sodann der unausgesetzte *Wechsel* der Mode. Haben die mittleren Klassen die neuaufgebrachte Mode adoptiert, so hat sie aus dem angegebenen Grund ihren Wert für die höheren verloren, das Unterscheidungsmerkmal hat aufgehört es zu sein, wie das Feldgeschrei, das dem Feinde bekannt geworden ist, und es bedarf daher eines neuen. Darum ist *Neuheit* die unerläßliche Bedingung der Mode, wenn sie ihren Zweck erreichen soll. Selbst das Wiche und Geschmacklose findet um diesen Preis Zutritt, wenn das Schöne sich erschöpft und den Vorzug der Neuheit verloren hat. Die Lebensdauer der Mode bestimmt sich im entgegengesetzten Verhältnis zur Raschheit ihrer Verbreitung; ihre Kurzlebigkeit hat sich in unserer Zeit in demselben Maße gesteigert, als die Mittel zu ihrer Verbreitung durch unsere vervollkommneten Kommunikationsmittel gewachsen sind. Zur Zeit als es noch keine Eisenbahnen gab, welche täglich tausende

*) Was sie aber gleichwohl nicht abhält, in der Kloake des Pariser Demimondetums nach neuen Mustern zu suchen und Moden aufzubringen, welche den Stempel ihres unzünftigen Ursprungs deutlich an der Stirn tragen, wie Fr. Vischer in seinem wegen der unverhüllten Art, wie er die

Sache beim rechten Namen nennt, vielgetadelten, meines Erachtens aber eben darum höchst verdienstlichen Aufsatz über die Mode in Nord und Süd 1878, Bd. 4, S. 365 ff. schlagend nachgewiesen hat.

188

von Kleinstädtern in die großen Städte bringen und die neuen Moden in Gestalt von Modejournalen und Mustern sofort über die ganze Welt verbreiten, war das Tempo der Mode ein ungleich langsames als heutzutage, wo dasselbe eine rapide Geschwindigkeit angenommen hat, welche sich zu der früheren verhält wie die heutige Eisenbahn zur alten Reichspost.

Aus dem angegebenen sozialen Motiv erklärt sich endlich auch der dritte charakteristische Zug unserer heutigen Mode: ihre vielgescholtene und doch willig ertragene *Tyrannie*. Die Mode enthält das äußere Kriterium, daß man, wie der Ausdruck lautet, „mit zur Gesellschaft gehört“. Wer darauf nicht verzichten will, muß sie mitmachen, selbst wenn er aus ästhetischen oder Zweckmäßigkeitsgründen eine neu aufgekommene Gestaltung derselben noch so sehr verwirft. Eben darauf, daß die Mode die Unterordnung der eignen besseren Überzeugung unter das als verkehrt Erkannte erfordert - das *sacrificium intellectus* in Sachen des Geschmacks und der Zweckmäßigkeit - beruht es, daß der Sprachgebrauch ihre Herrschaft ganz zutreffend als „Tyrannie“ und diejenigen, die sich ihr willenlos unterordnen, als „Sklaven“ der Mode bezeichnet, sie ist nicht eine bloße *Herrin*, wie es die Schönheit und die Wahrheit ist, der man sich unterordnet, weil ihre Herrschaft eine berechnete ist und als solche anerkannt wird, sondern sie ist eine *Tyrannin*, deren Macht man als unberechtigt erkennt, und die man dennoch schwach genug ist zu ertragen.

Damit ist der Mode ihr Urteil gesprochen. Die Macht der Sitte teilend, die der Moral vielfach weit überbietend, verdankt sie die Herrschaft, welche sie ausübt, nicht gleich ihnen gesellschaftlich berechtigten Motiven, sondern dem unlauteren Zuge der Standeseitelkeit. Gelangten die Stände, welche schwach und töricht genug sind, sie nachzuahmen, zum

189

Gefühl ihrer Würde und Selbstachtung, welches sich daran bewährt, daß man nichts anderes *vorstellen* will, als was man ist, so wäre es um die Mode geschehen, und die Schönheit könnte wiederum ihren Sitz aufschlagen, wie sie ihn bei allen Völkern behauptet hat, welche die Mode in unserem heutigen Sinne nicht kannten, weil sie entweder nicht das Bedürfnis fühlten, die Standesunterschiede durch die Kleidung zu akzentuieren oder, wo es geschah, verständig genug waren, sie zu respektieren.